

(Nachdruck verboten.)

6]

## Marusia.

Von W. G. Korolenko.

„Herr Du mein Gott!“ seufzte Marusia. Ihre Augen hatten sich weit geöffnet, und das Gesicht drückte ein ungeheures, fast schmerzliches Mitleid aus. Timochas ruhige Erzählung mußte die tiefsten Seiten ihres Seins berührt haben. Mir fiel unwillkürlich Desdemona ein, wie sie sich von Othello seine Abenteuer erzählen läßt, und ich mußte lächeln, als ich meinen Othello anschaute, wie er den rnzgligen Finger in die Pfeife steckte.

„Ich bin mit dem Pferde stehen geblieben und die Mütze flog mir nur so vom Kopf vor Schreck. Das kann nichts andres sein als Zauberer, dachte ich, sie haben's verhext, denn sie haben Zauberer. Du weißt doch, Bruder, beißendes Gift haben sie und eine große Macht beim Lenkel. Das Pferdgeschirr hängen sie an der Wand auf, dann löschen sie das Feuer aus, schlagen auf die Trommel und beginnen zu tanzen und zu rufen. Und dann kommen eben die unreinen Mächte aus dem Walde zu ihnen.

„Heilige Mutter Gottes!“ stöhnte Marusia auf.

„Und was war's wirklich?“ fragte ich.

Er schaute mich an, und in seinen grauen alten Augen sprang es wie ein Funken auf.

„Das Kreuz habe ich geschlagen und bin doch näher geritten. Und was deinst Du Bruder . . . Sie, d. h. das Weibsbild, hat in der Nacht von Sonntag auf Montag ihr ganzes Volk auf die Beine gebracht. Ich schlafe und denke an nichts, und das Paa macht sich auf meinem Acker zu schaffen vor Sonnenaufgang. Alle Schollen, wie sie da waren, haben sie mit den Händen wieder umgedreht, das Gras, versteht Du, nach oben und die Wurzeln wieder nach unten. Aus der Ferne hat's wie eine richtige Wiese ausgesehen.“

Marusia lachte hell und dabei doch eigentümlich nervös auf. Ich schaute sie unwillkürlich an. Eine gebrochene Existenz verrät sich oft im Lachen und dies ungleiche, plöbliche, fast krampfhaft Lachen war mir ein deutlicher Beweis, daß das Schicksal dieser Schönen nicht leicht mitgespielt hatte und daß sie es nicht leicht trug.

Sie wurde verlegen, raffte rasch das Geschirr zusammen und ging in den Wald. Nach zwei, drei Minuten tauchte sie schon wieder an der andren Seite des Felds auf. Vor ihr trabten zwei Kühe mit schwerfällig wackelnden Köpfen, sie trieb sie wahrscheinlich zum Melken in den Stall.

„Na, Alter, und Ihr macht noch nicht Feierabend?“ fragte ich.

„Nein, bis Mitternacht geht die Arbeit fort; es ist dann weniger Ungeziefer da, und die Pferde haben es leichter.“

Ich schaute ihn mit erneutem Interesse an. Seine einfache kindliche Erzählung hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Es war wie der Kampf seiner höher entwickelten agrarischen „Art“ wie er sagte, mit der Weltanschauung eines niedrigen Stammes. Etwas Sagenhaftes lag darin. Dieser Kampf um den Streifen Ackerland, ein Kampf mit einer Schar von Halbwilden, die vor Sonnenaufgang seine Arbeit zerstören. Ich blickte seine unscheinbare Gestalt unwillkürlich mit einer Art Ehrfurcht an. Was ist das für ein Mensch, dachte ich, der Held eines eigenartigen Epos, der bewußt eine höhere Kultur auf eine niedrigere pflropft, oder der Bauer-Automat, der bereit ist, unter allen Umständen, wohin immer ihn auch sein Schicksal verweht, sein einfaches, primitives Werk zu thun, in derselben primitiven Art. Ich erwog diese Frage während einiger Minuten, aber mir kam von nirgends eine Antwort. Nur ein leichtes traumhaftes Rauschen kam vom Walde her und erzählte etwas und versprach etwas, aber statt der Antwort brachte es nur Vergessenheit und einkullende Müdigkeit. Und Timochas Gestalt blickte mich noch immer so unbestimmt an.

„Timosej,“ wandte ich mich nach einer kleinen Pause wieder an ihn, „wie ging's dann weiter, wie habt Ihr dann gewirtschafet?“

„Nun was, Bruder, die verfluchte Nacht hat doch gestiegt.

Die Tajonscha hat mit dem Assessor ein Langes und Breites gesprochen. Du weißt schon selbst, wie das ist. Also, mit einem Worte, man hat mich und Piotr Zwanowitsch in einen andren Distrikt geschickt . . . Jetzt sind sie schon selbst zu Verstand gekommen. Ich habe gehört, jetzt adern sie schon selbst.“

„Und wie war's im andren Distrikt?“

Da habe ich mit Piotr Zwanowitsch zwei Jahre gelebt.“

„Nun und was?“

„Also, es ging nicht gut. Ich habe ihm gesagt: Du, heißt es, Piotr Zwanowitsch bist jetzt der Wirt und ich der Arbeiter, also zahle mir Lohn. Und er sagte: Damit bin ich nicht einverstanden.“

„Was, er wollte keinen Lohn zahlen?“

„Ja, wie soll ich das sagen? Wir werden Kameraden sein, hat er gesagt, alles zur Hälfte; was mein ist, hat er gesagt, ist auch Dein. Gm! Komisch!“

„Und was weiter?“ fragte ich neugierig. Aber er starrte eigentümlich vor sich hin und lächelte, dann erzählte er abgehackt, stoßweise, als wenn die Geschichte seines Zusammenlebens mit Zernolaew ihm keine zusammenhängenden Erinnerungen und auch keine sympathischen Eindrücke hinterlassen habe.

„Zum Beispiel: Er schenkt dem Zwanow ein Kalb. Und ich frage: Wozu das? Nun, sagt er, Zwanow hat keins und wir haben drei. Soll er sich selbst eins aufziehen, sage ich. Wir haben uns oft herumgestritten. Nein, hab ich zuletzt gesagt, laß mich wieder ziehen, Piotr Zwanowitsch. Na, also, da ging ich von ihm fort, zum Karosta als Arbeiter.“

„Und wofür hat man Euch hergeschickt?“ fragte ich, als ich merkte, daß das erste Thema erschöpft war.

„Mich?“ Er schaute mich halb unwillig an, wie ein Mensch, dem es Mühe macht, seine Aufmerksamkeit auf ein andres Gespräch zu lenken.

„Wegen meiner Sache. Die Hauptsache, weißt Du, ist immer der Boden. Also, siehst Du, das sind immer solche Geschichten: Sie, heißt es, sagen so, und der Wirt (russische Dorfgemeinde) sagt so. Der Gouverneur sogar ist gekommen. Ihr habt den Termin überschritten, sagt er. . . Wir sagen, der Boden gehört uns, unsre Großväter haben ihn schon bebaut, frag, wen Du willst.“

„Habt Ihr Frau und Kinder in der Heimat zurückgelassen?“

„Nein, siehst Du, das war es eben. Die Frau ist mir beim ersten Kind gestorben. Und das Töchterchen hat die Großmutter genommen. Also da hat mir der Wirt gesagt: Du, Timocha, bist ein alleinstehender Mensch, ein freier Mensch. Na, also und da, also da ist es eben so gekommen. Er hatte offenbar keine Lust, die Einzelheiten erst auseinanderzusetzen, aber die Sache war auch so klar. Der Wirt ist hilflos vor dem formalen Recht, und da hatte er einfach zu seinen „eigenen Hilfsmitteln“ gegriffen. Timosej aber wurde der Vollstrecker und das Opfer.“

„Also Ihr seid für den Wirt hergeschickt worden?“ sagte ich.

„Ja, ja, so wird's schon sein, für den Wirt, siehst Du wohl, Bruder.“

„Und hilft Euch der Wirt in der Verbannung?“

Er schaute mich erstaunt an.

„Der Wirt, Bruder? Ja, ich mein', unsre Leute wissen gar nicht, wo ich bin.“

„Habt Ihr denn keine Briefe geschrieben, Alterchen?“

„Ich kann nicht schreiben, Bruder. In Rußland noch hat einmal ein Mensch für mich geschrieben, aber es muß wohl nicht richtig gewesen sein, es ist nichts herausgekommen. Und von hier wird ein Brief gar nicht antommen, Bruder, das ist viel zu weit. Geheht haben sie mich, geheht, ach du mein Gott! . . . Was soll ich für Briefe schreiben? So vor fünf Jahren ist ein Mensch aus unsrer Gegend hergekommen. Sagt dem Timosej, hat er gesagt, daß man sein Töchterchen verheiratet hat. Ob es wahr ist oder nicht, ich weiß nicht, Bruder, vielleicht hat er auch gelogen.“

Er saß neben mir, band seine Schuhe um die schmutzigen Füße und sprach ganz gleichgültig. Ich schaute ihn an und mir schien, als wären seine Augen, diese alten von Sonne und Wetter gebleichten Augen noch trüber geworden.



Einige Augenblicke schwiegen wir beide. Dachte er an die ferne Heimat? An das Töchterchen, das vielleicht irgend jemand geheiratet hatte? An den Mir, der nicht einmal mehr wußte, wo sein „freier Mensch“ war, dieser Timocha, den sie einfach geopfert hatten für das allgemeine Wohl? Es dachte wohl niemand mehr an ihn, vielleicht hatte ihn sogar die eigne Tochter vergessen. Duzende von solchen Timochas waren ja im Dorfe geblieben und sie giengen hinter ihren Pflügen, auf ihren Feldern, genau so, wie er es gethan hatte. Und irgend jemand pflügt sein Feld, das schon längst wieder in Gemeinbesitz zurückgeführt ist, so wie ein Kreis sich glättet auf der Oberfläche des Wassers, wenn man einen Stein hineingeworfen hat. Timocha war einmal und jetzt ist Timocha eben nicht mehr da. Nur der alten Mutter thut vielleicht manchmal das Herz weh, und ein paar Thränen kommen ihr in die alten Augen. Aber nein, die Alte muß ja schon längst tot sein.

Ich schaute ihn noch einmal an und konnte einer letzten Versuchung nicht widerstehen.

„Timocha,“ sagte ich, „Dir werden viele Sünden vergeben werden.“

Das Gesicht des Alten blieb gleichgültig, er verstand offenbar nicht, was ich meinte. Nur das Wort „Sünde“ fesselte seine Aufmerksamkeit.

„Ja, ja,“ sagte er nach einigen Sekunden, „wir sündigen, wir sündigen alle. Und wie viel Erde braucht denn der Mensch am Ende, Bruder? Drei Arschin genügen schon.“

Ich begriff, daß Timocha auch dieser Trost fehlte. Für ihn blieb der Mir der Mir, und der Boden der Boden, und die Sünde die Sünde, sein Schicksal war an keinen Gedanken und an kein Werk geknüpft. Und wieder umring mich das eintönige, einflussende Rauschen des Waldes und verschlechte alle deutlichen Eindrücke.

„Und so lebt Ihr denn hier?“ sagte ich.

„Ja, so lebe ich als Arbeiter im fremden Land.“

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Ganz Deutschland juchzt, daß es wieder einen Kanzler hat, der reden kann, und aus dem Univerſum schallt das Echo seines Ruhms. Allerdings wird man es auch preisen, wenn wir demnächst uns eines taubstummen Kanzlers erfreuen sollten; dann würde man eben bedeutungsvoll darauf hinweisen, wie gut es wäre, daß er nicht die Geschwägigkeit des Parlaments zu vernehmen brauche und auch der eigenen Redelust widerstehen müsse. Ist einmal ein sterbliches Wesen zu der Höhe emporgekommen, wo es ihm vergönnt ist, alle Geschehnisse im Deutschen Reich zu verantworten, so mag es einen Charakter oder eine Charakterlosigkeit besitzen, welche es wolle — die tief sinnigen Seelenforscher der Telegraphenbureaus und Zeitungsfabriken werden stets beweisen, wie gerade ein so gearteter Mann eine historische Notwendigkeit für uns sei. Kann sich irgend jemand, der den Preßstimmen über unsren Kanzler der beredten Niedlichkeit aufmerksam gelauscht, vorstellen, daß Bernhard v. Bülow etwa im dritten Jahre seines Daseins an Diphtheritis hätte sterben können! Nein, das ist eine undenkbarbare Vorstellung, hätten wir ihn nicht gerade jetzt und gerade auf diesem Posten, so wäre ein klaffendes Loch in der deutschen Geschichte, in dem all unsere Herrlichkeit versänke.

Aber in der That, Graf Bülow verdient es, Liebling des Volks zu sein und wir sind dankbar dem künstlerischen Zug, der gegenwärtig das deutsche Geschick beherrscht und der uns aus den wohl berechneten Gründen dramatischen Kontrastes nach dem Kanzler des Schweigens den Meister des Redens bescherte. Es ist eine Bombe, so viel Geläufigkeit zu vernehmen. Man weide den Grafen Bülow in der tiefsten Nacht aus dem Schlafe und er wird, ich wette, sofort jede gewünschte Sache glänzend rechtfertigen, sofern man ihm nur ein paar Augenblicke Zeit läßt, um erst sein Haar zu scheiteln. Er stellt ein rhetorisches Maschinengewehr dar, das seine Patronen automatisch ergänzt.

Leider hat die Ungebuld und die Ferienbegehrlichkeit unsrer Abgeordneten dem Grafen Bülow die Gelegenheiten geraubt, sich vor dem endgültigen und unwiderruflich letzten Untergang des Jahrhunderts in einer umfassenden Ausführung seines geistigen Repertoires zu produzieren. Unerwartet und voreilig schloß der Reichstag bereits am vierten Tage die Etatsdebatten, so entzog man dem Kanzler die Möglichkeit, am fünften Tage, wie er beabsichtigt hatte, eine glanzvolle Musteranschauung seiner verschiedenen Weltanschauungen in einer blendenden Serpentinanzrede zu veranstalten. Ich glaube jedoch keine Indiskretion zu begehen, wenn ich von meinem regen Verkehr in der Wilhelmstraße Gebrauch mache und nachfolgend den Verlauf dieses verlorenen fünften Tags wenigstens insoweit skizziere, als die geplante Rede des Grafen Bülow in Betracht kommt. Der Reichskanzler hätte also dieses ausgeführt:

M. H. Die Redner aus dem Hause haben trotz meiner früheren Erklärungen ihre Beschwerde darüber wiederholt, daß wir es unterlassen haben, den alten Präsidenten Krüger zu empfangen. Ich kann nur nochmals erklären, wir haben für diese dringende Maßnahme die triftigsten Gründe gehabt, die ich Ihnen sagen würde, wenn mich nicht das Staatsgeheimnis zum Schweigen verpflichtete. Nur so viel kann ich Ihnen verraten: Herr Krüger trug in seiner Hof-tasche den Weltkrieg! (Hört, hört! links und im Centrum, große Bewegung.) Sollten wir einen Reisenden, der so gefährliches Gepäck mit sich führte, ruhig in Berlin eintreffen lassen?

M. H.! So lange ich die Ehre habe, Reichskanzler zu sein, dulde ich so etwas nicht. Ich fasse keine Leitungsdrähte an (Heiterkeit) und stecke mir nicht mit Dynamit die Cigarre an (Stürmische Heiterkeit). Ich vertere das Interesse Deutschlands, ich habe für Friede und Ordnung zu sorgen, ich mische mich nicht in fremde Händel (Auf bei den Socialdemokraten! China!). ... Sie rufen mir China zu. Nun, meine Herren, China ist etwas ganz andres; denn China liegt auf einem andren Brett, das heißt Erdteil. China liegt in Asien, meine Herren, (Stürmischer Beifall links und in der Mitte) Transvaal aber liegt in Afrika. (Sehr richtig!) Ich denke, diesen Unterschied sieht jeder ein, daraus folgt alles übrige. (Mit dem Bleistift energisch auf die Bank klopfend.) M. H. China liegt also in Asien! (Bravo! bei den Nationalliberalen.) Damit ist dieser Einwand, so lange ich auf diesem Posten stehe, ein für allemal erledigt!

Nun beruft man sich auf allerlei schöne Gefühle und Empfindungen. Man redet von Treue, von dem Existenzrecht der Voeren, von schöner Vergewaltigung. Auch ich hege in lebhafter Weise solche Gefühle, aber, m. H., ich mache keinen Gebrauch von ihnen. Das Herz gehört, meine Herren, wie die deutsche Frau ins Haus, der Kopf muß in die Welt! (Bravo!) Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe, singt der Dichter. (Heiterkeit.) Das bedeutet in unsrem Fall: der nichterne Kopf muß sich von dem sentimentalsten Herzen losreißen. Die Politik hat nichts zu thun mit Ethik, auch nichts mit Religion und Christentum. Als Staatsmann habe ich Realpolitik zu treiben, in lautmännischer kühler Weise unsre Interessen wahrzunehmen — die schönen Seelen gehören nicht auf den rauhen Kampfplatz der Völker. (Bravo! und Heiterkeit.) Warne Füße und kalte Köpfe, das ist eine goldene Regel nicht nur der körperlichen, sondern auch der nationalen Gesundheit (Heiterkeit), von der ich keinen Zoll breit abzuweichen werde, so lange ich für die deutsche Politik verantwortlich zu machen bin. M. H.! In der Politik ist die Tugend das größte Verbrechen (Sehr richtig!) und das Verbrechen die größte Tugend. (Bravo!) Als private Menschen sind wir edel, hilfreich und gut, mit einem Worte Christen, als öffentliche Personen sind wir bloß Sachwalter unsrer Interessen. Es wäre ein Frevel, wollten wir dem alten Krüger erlauben, nach Berlin zu kommen; wir haben ohnehin schon fast zu viel für ihn gethan, ich erinnere mir an unser Eingreifen im Jahre 1896, das ich im übrigen ganz und gar billige, wenn auch Transvaal uns mit Indant gelohnt hat. Widerspruch des Abg. Haffe.) Ja, undank, mein verehrter Herr! hätte der Präsident Krüger nur eine Spur von Dankbarkeit, so hätte er überhaupt uns gar nicht angesprochen, ihn zu empfangen. (Sehr richtig! im Centrum.) M. H.! Wir haben ihn vor fünf Jahren Gutes gethan — er bereitet uns jetzt die schwersten Verlegenheiten. Ich frage Sie: Ist das christlich, ist das germanisch? (Lebhafter Beifall bei den Nationalliberalen und Freisinnigen.) Da merkt man doch verdammt wenig von der viel erörterten Stammesbrüderschaft zwischen Deutschen und Voeren!

Ich wiederhole: Wir mischen uns in die englische Angelegenheit nicht ein und wir hüten uns, von diesem bedenklichen Gast, dessen Mißgeschick wir ja vom menschlichen Standpunkt aus lebhaft beklagen, uns vergewaltigen zu lassen. M. H.! Wegen dem einen Präsidenten führen wir unser schönes Deutsches Reich nicht in Lebensgefahr. (Händeklatschen links und in der Mitte).

(In diesem Augenblick überreicht ein Kommissar, der soeben den Saal eilig betreten hat, dem Reichskanzler ein Aktenstück. Graf Bülow überfliegt es, errödet, stockt, fährt aber alsbald fort):

M. H.! Ich bin überzeugt, daß Sie sich alle dem Gewicht der Argumente beugen, die ich Ihnen vorzutragen die Ehre gehabt habe. Aber ich will meine Rede nicht schließen, ohne Ihnen den Beweis zu liefern, daß wir nicht die kalten Redner sind, diese Unmenschen, für die die Feinde Deutschlands — außerhalb des Hauses natürlich (Stürmische Heiterkeit) — uns ausgeben. Auch wir haben ein Gefühl für Treue, Recht und Gerechtigkeit. Wir wissen, daß es die heiligste Pflicht und das schönste Recht des Stärkeren ist, dem Schwächeren beizustehen, dem Bedrängten zu helfen. Denn, m. H., das will das Christentum, und wir sind Christen. Nicht die rohen materiellen Interessen entscheiden, sondern die idealen Gesichtspunkte der christlichen Kultur. Aus dieser Gesinnung heraus bin ich in der Lage Ihnen mitteilen zu können, daß der ehrwürdige Präsident Krüger in kürzester Frist in Berlin empfangen werden wird. (Große Bewegung.) Aber mit dieser bloßen Höflichkeit begnügen wir uns nicht. Wir werden auch all unsre Macht anbieten, um einen billigen Schiedsspruch für das unglückliche Transvaal herbeizuführen. (Sensation!) Ja, m. H., so lange ich auf diesem Posten stehe, werde ich nicht dulden, daß das Unrecht steigt! Die Thür des Deutschen Reichs wird allen Hilfesuchenden immer offen stehen, wir setzen unsren höchsten Stolz darin, wie jene alten deutschen Ritter, die Unschuld zu schützen und die Schuld



zu rächen. (Abg. Richter ruft: Don Quichotte!) M. S. I Man ruft mir Don Quichotte zu. Ich acceptiere diesen Beinamen. Tausend Mal lieber will ich ein irreder Ritter sein, Herr Abg. Richter, als Sancho Panza, der Knecht. (Heiterkeit.) Es giebt höhere Ritter als die armeneligen Interessenten. (Bravo! im Centrum und rechts.)

Begreifen Sie, die uns daran hindern wollen, unsre Macht zum Guten zu gebrauchen, denn nicht, daß uns das Blut heißer durch die Adern rinnt, wenn wir von den entsetzlichen Greueln hören, die England an dem waderen Boerenvolke verübt? Hier gilt es Kultur und Christentum, und diesem idealen Gesichtspunkt müssen wir die Krämerinteressen unterordnen. Von uns zu verlangen, daß wir nicht intervenieren sollen, weil das gefährlich werden könnte, heißt uns hinter den warmen Ofen verbannen und uns zur ewigen Schlafmütze verurteilen. (Stürmische Heiterkeit.)

Aber es handelt sich nicht nur um unsre Pflichten gegenüber der Kultur und dem Christentum, nicht nur um die Erfüllung von Versprechungen, die wir in feierlichster Form gegeben haben, sondern um unsre Weltstellung überhaupt. Wir würden dem Gelächter aller Völker preisgegeben sein, wollten wir uns jetzt feig verkriechen. Nicht dem ängstlich rechnenden Krämer gehört die Welt und die Zukunft, sondern dem scharfen Schwert, dem blanken Schild und dem frommen tapferen Idealismus des christlichen Ritters. (Zischen beim Abg. Richter und den Socialdemokraten, münchensulanger Beifall rechts, im Centrum und links.) — Joo.

### Kleines Feuilleton.

or. Die große Lüge. Der letzte Schulsaal bot ein hübsches, festliches Bild. An der Langwand stand die Tafel mit den Geschenken; dahinter der Tisch mit dem Weihnachtstischbaum. Die hohe Tanne war nicht übermäßig geschmückt. Ein paar Sterne aus Goldpapier, zwei oder drei papierne Engelsköpfe, bunte Ketten, und über allem ewige düstige Strahlen Lanietta, das war das Ganze.

Die Lichter brannten noch nicht. Es war allerdings schon sechs Uhr durch und die Bescherung sollte um sechs beginnen, der Herr Pastor war aber noch nicht da, und der wollte das Fest mit einer Ansprache eröffnen. Außerdem war der Aufbau auch noch nicht vollendet. Die Äpfel und Nüsse mußten noch verteilt werden. Geschäftig eilten die Damen hin und her, zupften hier und zupften da und schüttelten die Tationen auf die einzelnen Teller. Auf jeden Teller zwölf Nüsse und drei Äpfel und dazu noch ein paar Stücke Pfefferkuchen.

Die Vorfisende war am meisten in Anspruch genommen. Sie war eine große, stattliche Dame in elegantem schwarzem, Atlaskleid. Sie überwachte alles und empfing und unterhielt daneben noch die Gäste, die „zum Zusehen“ kamen. Es kamen sehr viele. Jeder hat eine Schär Bekannter eingeladen. Die vielen Lachenden, plaudernden, reich gepudgten Damen erhöhten noch den festlichen Anblick.

Sie waren alle sehr entzückt, besonders die jungen Mädchen. Mit lauten Ahs und Ohs bewunderten sie die Tanne und die Geschenke!

„Welch ein schöner Baum!“

„Wie reich die Kinder bedacht werden!“

„Sogar Spielzeug bekommen sie, — ist das rührend!“

Die erste Vorfisende strahlte vor Stolz und Vergnügen:

„Ja, es macht sich alles sehr gut. — Es hat aber auch jeder sein Scherflein dazu beigetragen.“

Die junge Frau in der roten Sammetbluse drückte ihr mit ehrfürchtiger Bewunderung die Hand: „Was Sie in die Hand nehmen, wird immer vorzüglich, Frau Direktor!“

„Na, na, na, — die andre wehrte ab — „aber eigentlich ist es auch wahr. Sehen Sie sich mal die Sachen an. Wir haben alle unsre Vorratskammern bis auf den letzten Winkel durchsucht. Was mir irgendwie für uns nicht mehr zu brauchen war, kam nach dem Kinderhort.“

„Wie liebenswürdig!“ Die Dame mit der roten Sammetbluse machte ein ganz verzücktes Gesicht.

Ihre Begleiterin wies von neuem auf die Weihnachtstafel: „Sieh mal Anna, die reizende Puppe!“ Es war eine alte Puppe mit abgestumpfter Nase und schmutzigem Kleid, der blaue Atlas mußte aber früher einmal sehr stattlos gewesen sein.

„Die hat Frau von Hobe geschickt,“ sagte die erste Vorfisende. „Und denken Sie mir, wie allerliebst, sie gehörte eigentlich der kleinen Lotte; als mir die Mama die Sachen für den Kinderhort einpackt, kommt auf einmal die kleine Lotte und sagt so recht altklug: „Mamachen, schick doch den armen Kindern auch meine alte Puppe mit, sie thut mir so leid und ich bekomme Weihnachten ja doch ein paar neue.“ Ist das nicht entzückend?“

„Pu süß!“

„Die kleine Lotte ist immer so niedlich!“ Die Damen getieten fast in Ekstase.

„Die Kinder sind alle schon da,“ meldete eine Vorstandsdame, die von draußen hereinkam.

„Ja sie müssen noch warten — der Herr Pastor kommt etwas später, er hat eine Konferenz.“

„Sind es viel Kinder?“ fragte die Dame mit der roten Sammetbluse und öffnete die Thür nach dem Treppenhause. Von dem Korridor und den Treppen her drang ein Gesumme von Stimmen, in dem halbdämmrigen Zwiellicht da draußen konnte man aber nichts er-

kennen. Nur die undeutlichen Umrisse kleiner dunkler Gestalten tauchten auf.

„Ach lassen Sie die Thür lieber zu, gnädige Frau, es kommt so kalt herein!“ sagte die erste Vorfisende.

„Ja es ist auch kalt.“ Die Dame mit der roten Sammetbluse zrieb die Hände. „Es ist ja eine ganz stattliche Zahl, die sie da draußen haben.“

„Ja fünfundzwanzig“ — die erste Vorfisende nickte — „unser Gott ist immer sehr besucht, er liegt ja auch mitten im Arbeiterviertel.“

„Haben Sie nicht viel Aerger mit den Kindern? Ich weiß nicht, solch Volk, das muß doch gräßlich sein.“

„Ach es sind ganz gute Kinder. Ich hab ja auch weniger damit zu thun, wir Damen ja überhaupt nicht. Das macht meistens alles die Vorsteherin, wir kommen ja nur hin und wieder und sehen nach. Gott, und daß manchmal was vorkommt, ist ja richtig! Da haben wir jetzt zum Beispiel eine, eine Maurertochter, die läßt fürchtbar.“

„Diese Kinder lügen ja alle.“

„Ja ja, aber doch nicht so. Die Grete hat zu gräßlich geschwindelt. Sie hat nämlich auf dem Flur eine Scheibe zerbrochen — im Herbst schon. Die Vorsteherin fragt, wer's gewesen ist. Denken Sie, sie hat sich gemeldet? Selbst als der Schuldner sagte, daß er sie gesehen hat, log sie noch immer weiter. Sie soll aber auch ihre Strafe bekommen.“

„Natürlich, muß sie auch, Lügen ist etwas ganz Gräßliches!“

„Abgesehen ist es! — Und das keine Ding war so verstockt, erst nach acht Tagen hatte sie endlich gestanden, daß sie es war.“

„Nach acht Tagen!“

„Ja, nicht wahr? Es ist empörend! Aber wissen Sie, was wir nun machen? Sehen Sie mal, hier ist ihr Platz. Die andren Kinder bekommen doch jeder ein Stück Spielzeug — sie bekommt nur Kleidungsstücke, sehen Sie, ein Unterröckchen, zwei Hemden, drei paar Strümpfe. Sie hat sich so sehr eine Puppe gewünscht, nun werden wir ihr aber nachher sagen, die Puppe hat das Christkind nicht gebracht, weil sie so fürchtbar gelogen hat.“

„Das wird tiefen Eindruck auf sie machen.“

„Das hoffe ich auch.“

„Der Herr Pastor!“ rief ein junges Mädchen. Alles sammelte sich um den Geistlichen, man tauschte Händedrucke und Grüsse aus.

„Es ist ja Pastor Wendhausen!“ flüsterte die Dame mit der roten Sammetbluse einer der Vorstandsamen zu. Diese lächelte etwas mokant. Hinter der Hand tuschelte sie leise: „Na ja, Frau Direktor hat ihn doch eingeladen — und dann wissen Sie, um den haben wir uns doch diesmal auch bloß so fürchtbar angestrengt, er hat doch Verbindungen nach oben und wenn er dann berichtet — na ja und so weiter. Ach, der Baum brennt!“

Der Schuldner hatte die Kerzen angezündet, die großen Saalthüren öffneten sich, die Kinder kamen herein. Ihre Augen strahlten, mit verlangenden Blicken sahen sie nach der Tafel. Sie wären am liebsten gleich darauf losgestürzt, sie mußten sich aber erst noch in Reih und Glied aufstellen. Das Harmonium setzte ein, die ganze Versammlung intonierte ein Weihnachtlied. Als der letzte Ton verklungen war, bestieg der Herr Pastor das Podium und begann mit salbungsvoller Stimme: „Meine lieben Kinder, die Liebe und Barmherzigkeit wohlwollender Götterinnen will auch Euch ein frohes Weihnachtstfest bereiten —“

— Die Abstammung des Menschen. Vergleichend anatomische Untersuchungen über gewisse Muskelpartien des Säugetierkörpers haben Klatzsch zu einer neuen Hypothese über die Abstammung des Menschen geführt. Es handelt sich vor allem um einen Muskel der hinteren Extremitäten, den sogenannten Gluteoocuralis. Bei den Uräugetieren war dieser Muskel wahrscheinlich wohl entwickelt und stand jedenfalls in enger Beziehung zu den Spornrichtungen, wie sie auch die jetzt noch lebenden Alakentiere (Schnabeltier, Ameisenigel) aufweisen. Die Nachkommen jener Promammalier verloren allmählich die Spornapparate, und damit erfolgte auch eine Rückbildung des Gluteoocuralis. So erklärt es sich, daß bei allen Huftieren dieser Muskel fehlt, und daß er bei der Mehrzahl der Affen sowie bei den Raubtieren zu einem dünnen Bande zurückgebildet ist. In größerer Stärke erhalten blieb der Muskel nur in den Fellen, wo er in eine neue Funktion eintreten konnte, wo er sich mit der Beugemuskulatur verband. Dies trifft zu für die Greifschwanzaffen, für die anthropoiden Affen und für die Menschen; bei letzterem ist der Muskel als „kurzer Kopf des Biceps femoris“ längst bekannt. Den Besitz dieses Muskels haben also die letztgenannten Tiergruppen mit jenen Säugern gemein, die dicht an der Wurzel des ganzen Säugetierstamms stehen. Diese Erkenntnis führt Klatzsch zu dem Schlusse, daß der Mensch eine centrale Säugetierform darstellt, die in den Gliedmaßen und im Gehir auf primitiver Stufe verharrt, während sie durch die Entfaltung des Gehirns hoch entwickelt ist. Die Affen sind von dieser Centralform abgezwigt; sie sind daher um so ursprünglicher, je menschenähnlicher sie erscheinen. So erklärt es sich auch, daß die Anthropoiden in der Jugend menschenähnlicher sind als im Alter. — („Prometheus“.)

### Kulturgeschichtliches.

— Ueber die Verglasung der Fenster vom 5. Jahrhundert an sprach Daurat Gasal in der letzten Versammlung des „Berliner Architekten-Vereins“. Es besteht, wie der Vortragende ausführte, die seltsame Meinung, daß trotz des



hohen Alters des Glases und trotz der sehr alten Uebung der Technik, flache Glasescheiben zu erblasen, noch im 11. und 12. Jahrhundert die Kirchenfenster in Deutschland unverglast gewesen seien und erst im 14. Jahrhundert das Fensterglas sich allgemein in den Privathäusern eingeführt habe. Diese Ansicht ist irrthümlich und nur dadurch erklärlich, daß wir die Mittheilungen italienischer und gallischer Christen, die sich darin gefielen, die Deutschen als Barbaren hinzustellen, für bare Münze nahmen. In Wahrheit liegt die Sache genau umgekehrt. Erst die Deutschen haben den Romanen die Verglasung der Fenster gelehrt. Mit der römischen Kultur war demjenigen Teile Germaniens, der unter römischer Herrschaft stand, also dem Mosels, Rheins- und oberen Donaugebiet, auch das Glas bekannt geworden, dessen Anwendung für Fenster sie bei ihrem Klima und ihrer Gewohnheit, viel Licht in die Häuser und viel Oeffnungen in den Wänden zu lassen, als besonders nützlich empfanden. Es ist daher in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Technik der Fenster-scheiben auf deutschem Boden entstanden worden ist; denn die ersten glaubwürdigen Nachrichten von dem Vorhandensein von Fenstern aus Glas, nicht aus durchsichtigem Stein — es wird scharf zwischen vitrum und lapis specularis unterschieden — bestygen wir vom Hofe eines Westgothenkönigs in Spanien und von Theodorich dem Großen, dem Dietrich von Bern der Feldensage. Die letztere Kunde namentlich ist zweifach beglaubigt, durch das Vorhandensein eines uralten Fensters in der Kirche Sant' Apollinare in classe zu Ravenna, das die Art der Verglasung durch kleine viereckige Scheiben zwischen starken Holzleisten zeigt, und durch ein vor Anfang des 6. Jahrhunderts entstandenes Mosaikbild vom Palast des Theodorich, das deutlich in den Fensteröffnungen auch Fenster der vorgedachten Art zeigt. Nächst diesen ältesten Zeugnissen von Glasfenstern liegen aus den folgenden Jahrhunderten in Kloster-Aufzeichnungen und Urkunden aller Art eine Menge zweifelloser Beweisstücke dafür vor, daß mindestens die Kirchen und die Paläste der Großen Glasfenster besaßen. Bei dem Palast Karls des Großen steht dies außer Frage; aber die Art der Aufzeichnung und Hervorhebung der Thatsache des Vorhandenseins von Fenstern läßt immerhin erkennen, daß die Fensterverglasung ein Luxus war, den sich nicht jedermann leisten konnte. Aus dem Jahre 830 bestygen wir Aufzeichnungen des Bischofs Grabanus Maurus von Mainz über die Technik und Verwendung des Glases, begleitet sogar von Recepten für die Herstellung bunter Gläser. Der Umstand, daß häufig von einer Kombination von durchsichtigem Stein und Glas die Rede ist, läßt fast vermuten, daß man die hohen Bogenfenster der Kirchen mit dünngeschliffenen Marmorplatten ausfüllte und darin runde oder viereckige Oeffnungen für weiße und bunte Gläser aussparte. Wie wichtig gelegentliche Bemerkungen der Chronisten für die Ergründung solcher kulturgeschichtlich interessanten Einzelheiten werden können, ergibt sich u. a. aus einer Aufzeichnung des zu Anfang des 9. Jahrhunderts lebenden Bischofs Ludger von Münster, in der er von den in der Morgenzone funkelnden Fenstern seiner Kathedrale spricht. Aus diesen Zeugnissen geht hervor, daß mindestens um das Jahr 1000 die Verglasung der Fenster in den europäischen Kulturländern ganz allgemein war. Immerhin ist dies eine langsame Entwicklung, da die Aegyptier als die wahrscheinlichen Erfinder des Glases daselbst schon um 2400 v. Chr. in Gebrauch hatten, aus welcher Zeit wir einen Glasbecher besitzen. Aus dem Jahre 1800 v. Chr. sind ägyptische Bilder erhalten, welche Glasbläser bei der Arbeit zeigen. Jedoch erst 700 v. Chr. ist das durchsichtige Glas erfunden worden, dessen Vertrieb und wohl auch Erzeugung im Großen die Phöniciier in die Hand nahmen und damit laut des bekanten Zeugnisses von Plinius in den Ruf gelangten, das Glas erfunden zu haben. Die Römer legten auf das durchsichtige Glas einen hohen Zoll. Daß sie selbst und die Griechen es nicht zu Fenstern benutzten, hat seinen Grund darin, daß ihre Tempel gar keine und ihre Häuser keine Fensteröffnungen nach der Straße hatten. Dennoch liegen auch bei den römischen Schriftstellern zahlreiche Zeugnisse dafür vor, daß sie Oeffnungen ins Freie mit durchsichtigem Stein verwahrten. Jedemfalls brauchten sie zu andren Zwecken das Glas sehr viel und trugen seine Bereitungsweise in alle von ihnen eroberten Länder. —

**Astronomisches.**

— Die Pekingster Sternwarte. Dr. Stuhmann, der längere Zeit an der Universität in Peking thätig war, schreibt der „Nöln. Btg.“: Anknüpfend an die kürzlich aus Peking eingetroffene Meldung, daß die weltberühmten, alten, astronomischen Instrumente mit Billigung des Grafen Waldersee eusefent worden seien, dürften einige Mittheilungen über das Observatorium der chinesischen Hauptstadt von Interesse sein. Es ist eine der ältesten aller erhaltenen derartigen Einrichtungen. Sie wurde während der Herrschaft der Mongolen in China von Kublai Khan um das Jahr 1279 gegründet, ist somit ungefähr 300 Jahre älter als die unter Friedrich II. von Dänemark erbaut, im Jahre 1580 vollendete „Aranienburg“ auf der Insel Sveen im Sund, wo Tycho Brahe zeitweilig seine astronomischen Beobachtungen anstellte. Die Instrumente zerfallen in zwei Gruppen, eine ältere und eine neuere. Die aus der Mongolenzeit stammenden, älteren Instrumente wurden wahrscheinlich schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts von ihrem ursprünglichen Standort auf der Stadtmauer entfernt und befanden sich in letzter Zeit in einem Hofe am Fuße der Mauer. Sie bestehen aus einer Armillarsphäre (zur Bestimmung der Sternörter), einem Astrolabium (zur Bestimmung der Länge und Breite der Gestirne) und einem Höhen- und Azimut-Instrument (sogen.

Universal-Instrument). Der Kreis auf diesen Instrumenten ist in 365 1/4 Grade geteilt, entsprechend der Anzahl der Tage in einem Jahre. Sämtliche Instrumente sind aus Bronze und von sehr beträchtlicher Größe. Sie sind aufs reichste mit Drachen u. dergl. verziert und machen, obwohl sie über 600 Jahre jeglicher Unbill des Wetters ausgelegt waren, den Eindruck, als ob sie erst kürzlich die Werkstatt verlassen hätten. Nur eine dicke Schicht grüner Patina läßt auf ihr Alter schließen. Von allen Sehenswürdigkeiten, die in früherer Zeit den Besuchern Pekings zugänglich waren, dürften diese Instrumente am meisten bewundert worden sein, und ich bezweifle, ob ihnen, als Kunstwert betrachtet, irgend etwas in China an die Seite gestellt werden könnte. In unmittelbarer Nähe der Instrumente, in einem der den Hof umgebenden Tempel, befindet sich eine sogenannte Aegydra oder Wasseruhr, die bei Sonnen- und Mondfinsternissen zur Zeitmessung diente. Auch Tycho Brahe bediente sich noch derartiger Apparate, erstellte jedoch dabei das Wasser durch Quecksilber. Die neuern Instrumente, die an Stelle der unter Kublai benutzten in Gebrauch waren, standen auf einem, die Stadtmauer etwas überragenden Aufbau, zu dem man auf einer Rampe gelangt, nachdem man den erwähnten Hof seitwärts verlassen hat. Sie wurden nach Angabe des berühmten Jesuiten Verbiest ungefähr im Jahre 1675 in China angefertigt und zeigen große Ähnlichkeit sowohl in Form als Anordnung mit den von Tycho Brahe benutzten Instrumenten. Sie sind weit zahlreicher als die im Hofe unten stehenden und ebenfalls im chinesischen Stil, zum Teil sehr reich, verziert. Wenn sie sich auch in künstlerischer Hinsicht kaum mit den älteren Instrumenten messen können, sind sie dennoch Meisterwerke chinesischer Arbeit und gehören unstreitig zu dem Schönsten, was auf diesem Gebiet geschaffen ist. Der am meisten in die Augen fallende Teil ist ein riesiger Himmels-globus. Ein sehr großes Höhen- und Azimutinstrument unterscheidet sich von den andren Instrumenten dadurch, daß die Gradbezeichnung nicht chinesisch, sondern europäisch ist. Dieses Instrument soll angeblich ein Geschenk König Ludwigs XIV. von Frankreich an den Kaiser von China sein. Die Ornamente sind im Renaissancestil gehalten und die Ausführung ist in den Einzelheiten zum Teil sehr geschmackvoll. Aber im Großen und Ganzen steht alles etwas steif und gezwungen aus und verträgt nicht den Vergleich mit den chinesischen Erzeugnissen der damaligen Zeit. Die übrigen Instrumente vertreten den Typus der zu Tycho Brahes Zeiten im 16. Jahrhundert in Europa gebräuchlichen Apparate. Obgleich sämtliche Instrumente von den Chinesen so gut wie gar nicht mehr benutzt wurden und ein mit modernen Hilfsmitteln ausgerüstetes Observatorium, unter europäischer Leitung, schon seit Jahren in der Hauptstadt besteht, so wäre es dennoch zu wünschen, daß diese ehrwürdigen Denkmäler chinesischer Wissenschaft und Kunst erhalten bleiben. —

**Humoristisches.**

- Pffiffig. Herr: „Da draußen steht ja, daß der Elefant sprechen kann — ich hör' aber nichts davon!“ Menageriebesitzer: „Oho! Das Tier kann sprechen. Wenn es z. B. jemand tritt, so sagt es deutlich „Pardon“! „Trombo, tritt 'mal den Herrn auf den Fuß!“ —
- Enfant terrible. Braut (zu ihrem Verlobten): „Papa freut sich sehr, Dich bald kennen zu lernen!“ Die Heine Else: „Ja wohl, Papa sagte schon oft: ich bin nur neugierig, wie der ausschaut, der Dich mal heiratet!“ —
- Aus einer Schmiere. „Ihr Lausbuben, was haut Ihr denn fortwährend das Thor zu?“ „Wir sind ja der Kanonendonner bei Leipzig!“ — („Flieg. Bl.“)

**Notizen.**

- Die Aufführung von Tolstojs „Nacht der Finsternis“ ist vom Kieler Volkstheater verboten worden. —
- Das Mododrama „la main“ wird am 20. Dezember im „Neuen Theater“ in Scene gehen. —
- Im Saal Beckstein wird am 30. Dezember „Enoch Arden“ mit der melodramatischen Musik von Richard Strauß durch Emil Tschirisch zum Vortrag gelangen. —
- Die Akademie der Künste wird eine Ausstellung historischen Charakters veranstalten, die vom 15. Januar bis zum Ende dieses Monats dauern wird. —
- Eine internationale Kunstausstellung wird dieser Tage in Petersburg eröffnet werden. —
- Von mehreren deutschen Eisenbahnverwaltungen sind in letzter Zeit Versuche mit Quebracho-Schwellen gemacht worden; die Versuche haben günstige Ergebnisse gehabt. —
- Der verleugnete Zwilling. Aus Nürnberg wird der „Pff. Btg.“ berichtet: Ein hiesiger Arbeiter war von einer Kindsmutter auf Anerkennung der Vaterschaft eines reizenden Zwillingspaars verklagt worden. In diesem Alimentationsprozeß fand kürzlich vor dem hiesigen Amtsgericht Termini statt. Der Beklagte that hierbei allen Ernstes die folgende Aeußerung: „Ich erkenne die Vaterschaft eines der Zwillinge an, bezüglich des andren Zwillinges aber muß ich sie bestreiten und ablehnen!“ —